



Ist doch real: der zerstörte Palast der Jugend in Donezk

Den Wahrnehmungskonsens öffentlich-rechtlich gesteuerter Sehgewohnheiten aufzubrechen und dies von den öffentlich-rechtlichen Sendern gefördert zu bekommen, ist ein dramaturgisches Kunststück. Der Regisseur Tom Franke weiß, wie man das macht. Er hat sich mit einem Freund, dem Komponisten Mark Chaet, auf eine Reise in die östliche Ukraine begeben und darüber den Dokumentarfilm »Die Partitur des Krieges« gedreht, der heute Nacht im RBB ausgestrahlt wird.

Chaet ist ukrainischer Russe oder russischer Ukrainer – das auseinanderzuhalten ist für ihn genauso unmöglich, wie die Teilung der Ukraine zu akzeptieren: »Ich wehre mich dagegen, mich auf eine Seite zu stellen«, sagt Chaet zu Beginn des Films, »auf beiden Seiten sind Menschen und (...) keine Guten und keine Bösen (...) Der Mensch bleibt Mensch überall, mit all seinen Emotionen und seinen Fehlern. Wer was richtig macht oder falsch – solche Fragen sind sinnlos. Jeder kämpft für seine eigene Wahrheit.« Mark Chaet, der Auswanderer, wird seine Wahrheit revidieren. Die Fahrt ins Kriegsgebiet, zu Verwandten, die er sehr lange nicht gesehen hat, ist eine Reise an den Ursprung seiner Sozialisation.

Das Dreigestirn einer generalisierten Hoffnung – Zukunft, Frieden, Heimat – bewegt die Menschen im Westen und im Osten der Ukraine gleichermaßen. Das Trio der Filmhandlung, Franke, Chaet und Armin Siebert (Übersetzer und Filmautor) will die Ambivalenz der Gefühle und der familiären Zerklüftungen anschaulich machen, ohne sich politisch festzulegen. Die Geschichte geht

Regional- und Lokalkrimis sind seit Jahren schwer in Mode. Warum auch nicht? Es wäre ja möglich, dass der Autor sich geographisch, soziologisch und sprachlich-idiomatisch genau auskennt und detailliert zu beschreiben weiß.

Erfahrung lehrt allerdings, dass Hobbyautoren in erster Linie von Handwerk und Technik des Schreibens nichts verstehen, reichlich ungelenke Sätze zusammenstoppeln und zur Welt nichts als ihre Provinzialität beizusteuern haben, die sie mit sich herumschleppen und nicht loswerden können.

Dass solche Bücher zuweilen Bestsellerstatus erreichen, verwundert nicht; was ein deutsches Krimipublikum ist, will keine ihm bis dato unbekannte Welt kennenlernen, sondern »sich im Aha-Effekt wiederfinden«, wie es dann heißt, sich ablenken oder zerstreuen und liest entsprechend derart anspruchlose Ware, als hätte es Autorinnen und

Ohne Fangphrasen

Unangreifbar: Der Dokumentarfilm »Über Leben im Donbass – Die Partitur des Krieges« heute Nacht im RBB. Von Su Tiquun

unparteiisch auf Sendung. Die Indizes des Objektiven bleiben auf Distanz, die Selbstentblößung des Protagonisten rückt die Realität, den Krieg, in den Hintergrund. Ohne Fangphrasen und fast unmerklich wird das im Westen übliche, einseitige Bild der Medien aus den Angeln gehoben: »Die Partitur des Krieges« gerinnt zu einer Partitur der gesellschaftlichen Unterschiede zwischen Selbstverleugnung West und Kollektiverfahrung Ost.

Der Protagonist dieser »Partitur«, Mark Chaet, wurde 1970 in Kramatorsk geboren, studierte am Musikonservatorium Donezk Geige, verließ 1993 die Ukraine, wurde von der Berliner Hochschule für Musik »Hanns Eisler« aufgenommen, gründete zum Leidwesen seiner Förderer das Crossover-Trio Bravo« und lebt seit 20 Jahren in Berlin-Charlottenburg.

Nach mehr als 20 Jahren, intensiver

Überzeugungsarbeit des Regisseurs und anderthalb Jahren Vorbereitung kehrt Mark mit den Filmleuten in die östliche Ukraine zurück. Die Brücken, die er abgebrochen hat, scheinen nie brüchig gewesen zu sein, überall wird er herzlich empfangen: in Kramatorsk, wo jede Bank, jeder Poller und jede Lenin-Statue auf menschenleeren, öffentlichen Plätzen blau-gelb angestrichen ist; in Slawjansk, wo jede Bank, jeder Poller, jeder Lenin blau-gelb markiert wurden; in Donezk, wo der öffentliche Raum von Menschen belebt wird, die einander begegnen, die die Nähe der anderen wollen, statt mit nationaler Symbolik das Ukrainisch-Sein ins Absurde zu steigern, sie wollen ihr Miteinander leben und gestalten. Doch der Stadtrand von Donezk ist zerfetzt, die Gebäude verstümmelt, was Marks Gutgläubigkeit noch nicht erschüttert. »Das war nicht wirklich real, diese Filmkulisse«, sagt er und lächelt dabei. Während der Regisseur vom dumpfen Donner der nächtlichen Explosionen bis aufs Mark getroffen wird, schläft Mark ohne Störung durch.

Doch die Begegnung mit der Wirklichkeit öffnet seinen von »westlichen Werten« veränderten Blick. Der schier Unberührbare wird nachdenklich. Am Schluss gibt er zu, dass ihn die Stimmungsmache gegen das »Russisch-Rückständige« umgepolt hat. Er korrigiert sein Russland-Bild, das Klischee,

das der Westen dem postsowjetischen Raum auferlegt hat, Mark hat seine Wahrheit mit der Wahrheit der anderen verwoben. Ihren Widerhall findet diese Wandlung in einer zeitlos vollendeten Filmkomposition: der Partitur des Krieges.

Und die Erzählung einer Donezkerin, die in den Trümmern ihrer Behausung steht, während ihr schwächtiges, in einen bunten Morgenrock gehülltes, mit Filzpantoffeln, Tuch und Fellweste geschütztes Mütterchen fassungslos in die Kamera schaut, scheint den kindlich klaren Blick der alten Frau zu verdoppeln und stellvertretend die Naivität Chaets in einem anderen Gesicht zu spiegeln. Damit gelingt Franke der aufklärende Coup: Der Krieg stumpft nicht jeden ab, das Elend des westeuropäischen Wohlstands verhärtet vielmehr und macht uns blind vor der Wahrheit des Kriegsgeschehens.

Anlässlich einer Filmvorführung in Moskau, wo man mit dankbarer Erleichterung reagierte, weil der Film die Wahrheit zeige, sagte Tom Franke: »Wir haben festgestellt, dass die Leute auf der ukrainischen Seite zurückhaltender waren, was politische Statements und Analysen betrifft. Auf der anderen, der Donezker Seite, waren sie offener, sie konnten ihre Positionen unverhohlener beziehen.«

■ Mittwoch, 0 Uhr RBB

Wenn New York verblassen würde

Die Iren sind notorisch kurios: »Ein Münster-Krimi mit irischen Fingerabdrücken« von Wolfgang Wiesmann. Von Wiglaf Droste

Autoren wie Patricia Highsmith, Margaret Millar, Raymond Chandler, Gilbert Keith Chesterton, Arthur Conan Doyle, Jörg Fauser, Friedrich Glauser, Dashiell Hammett, Jonathan Latimer, Ross Macdonald, Georges Simenon, Ross Thomas oder Janwillem van de Wetering niemals gegeben.

Weil die Mischung aus Kriminalgeschichte und Kulinarik Erfolg verspricht, hat der in Münster ansässige Oktober Verlag die Reihe »Krimi mit Rezepten« ins Leben gerufen. Einer davon heißt »Du musst dran glauben«; geschrieben hat ihn Wolfgang Wiesmann, der im Jahr 2000 von Haltern nach Irland auswanderte, wo er als psy-

chologischer Berater arbeitet und sich am Schreiben versucht. Das liest sich dann so: »Die Vorstellung vom Mord an einer Mutter und ihrem Kind erregte ein nachhaltiges Gefühl des Nicht-Wahrhaben-Wollens in ihr.« (S. 8)

Irland ist für Wiesmann das »Land der unbegrenzten Kuriositäten« (S. 101), Irland und die Iren sind notorisch »kurios«, und Dublin hat auch viel »Kurioses« zu bieten: »Dublin war eine Großstadt, ähnlich wie Köln. Dort gab es den Karneval, und in Dublin gehörte der Karneval zur Normalität. Ein einziger Bus transportierte so kuriose Gestalten, dass selbst New York verblassen würde.« (S. 103) Die

Freundlichkeit der Iren mit der organisierten Klüngelei und der zwanghaften Launigkeit der Kölner in einen Topf zu rühren, ist schon kühn, wenn nicht, um beim Lieblingswort des Autors zu bleiben, unkurierbar kurios. Wer es schmalzig mag, wird ebenfalls vollrohr bedient: »Sie wischte ihre Tränen weg, aber es kamen neue, und die fielen still auf die sich in der aufgehenden Sonne öffnenden Gänseblümchen.« (S. 161 f.) Und mit diesem kleinen Reich der Tränen kann man es dann auch belassen.

■ Wolfgang Wiesmann: Du musst dran glauben. Ein Münster-Krimi mit irischen Fingerabdrücken. Oktober Verlag, Münster 2015, 207 S., 15,90 Euro

Schöner Drogennehmen

»Interzone« von Trümmer

Drogen soll man nehmen, wenn man sich gutfühlt. Klappt nicht so oft, und da fangen die Probleme an. Wer sich gutfühlt, der soll »Interzone« hören, eine schöne Drogenplatte von Trümmer. Fast alle Lieder sind drogeninduziert, drogen-geschwängert, drogen-thematisch oder machen eventuell drogen-abhängig. »Du siehst die Dinge und fragst: Warum? / Ich seh sie auch und frag': Warum nicht?« heißt es im ersten Lied »Wir explodieren«. Tun wir das? Wär doch hübsch.

Die meisten Rezensenten regen sich lieber über den Refrain auf: »Wir sind die Kinder, vor denen uns die Eltern warnten«. Denn das wurde von den 68er-Eltern schon auf den Seyfried-Aufklebern der späten 1970er Jahre behauptet. Und wenn es für deren Kinder wiederum stimmen sollte, ist das doch besser als die üblichen »Fritzchen«-Witze im normalen BRD-Pop.

Auf dem Albumtitel »Interzone« lastet eine noch schwerere Symbolgeschichte. Im Titel schwingt schon der Junkiepapst William S. Burroughs mit, oder eine vor langer Zeit beliebte Heroin-Blues-Band aus Westberlin. Aber weil wir 2016 haben, handeln die Texte von Trümmer nicht von Schlössern, Gärten, Drachen wie bei den opiatgestimmten Intellektuellen aus früherer Zeit Novalis, Thomas de Quincey oder Charles Baudelaire, sondern von der Angst und deren Überwindung. Trümmer sind eine unpsychedelisch wache Indierockband aus Hamburg.

Überhaupt sind sie gutaussehend und geschickt. Sie denken viel darüber nach, mit welchen Gesten und Geschichten sie heute noch schillern können, wenn doch alles schon irgendwie mal irgendwie da war, meistens eben um 1968 herum. Also gilt es, Luft zu holen: »Du bist die Wahrheit, / ich die Lüge / Du bringst das Licht, / ich die Intrige / Du bist die Vernunft, / ich der Wahn / und trotzdem kommt es auf uns an«. Das ist immer noch das Lied »Wir explodieren«.

2014 veröffentlichten Trümmer ein sehr überzeugendes Debütalbum, das politischen Zorn, Anti-Entfremdungs-Gitarrenrock und klassische Indie-Identitätssparolen neu mischte. 2015 machten Trümmer eine Rockoper, noch so eine Kunstform der späten 60er, aber schon überwiegend vergessen und verkannt. Im Titellied des neuen Album singen sie programmatisch: »Lasst mich in Ruhe mit eurer Ruhe / Ich hab' zu tun, ich fahr' Schlangenlinien durch den Tag«, allerdings geht es da um Liebeskummer. Auf Drogen geht es besser: »Und mein Herz pocht schneller-schneller / Wir sind somewhere in between / Die Sterne leuchten heller-heller. / Wir sind Nitroglycerin«, lautet der Refrain im nächsten Lied.

Christof Meueler

■ Trümmer: »Interzone« (PIAS)